

Nr. 66. **Bromberg, den 20. März 1930.**

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(7. Fortsetzung.) ———

Hin und her ging sie, hin und her, und im Hin- und Hergehen würgte sie das Heimweh nach dem herunter, der in ihrem Leben das Höchste war! Endlich ging sie wieder an die Arbeit, aber als sie den Brief in den Umschlag zurückstecken wollte, merkte sie, daß da noch ein Zettel steckte. Sie nahm auch den heraus. Er trug eine kritzelige, schwer leserliche Schrift. Kirchhofer, der Apotheker hatte ihn geschrieben. „Wir sind zufrieden mit Eurem Buben, dem Jaun, sehr zufrieden", stand da. „Der ist einer, aus dem etwas werden kann; und vielleicht ist es sein Glück, daß er hierher gekommen ist. Er hat einen Lerneifer wie wenige, mein Vater hat seine helle Freude an ihm, und er will etwas für ihn tun, wenn er sich so hält. Er will ihn weiter lernen lassen, wenn er Freude hat. Deshalb soll er wieder ganz in die Schule gebracht werden und keine Gehilfendienste mehr tun. Ihr werdet wohl einverstanden sein, daß er etwas lernt. Wissen ist heutzutage mehr als Geld."

Die Cille stand und ließ den Brief sinken. Wieder schlug ihr das Herz, halb vor Freude, halb vor Unruhe. Jesses, was ist das für einer, der Bub! Lernen, immer nur lernen! Aber er hatte recht, der Kirchhofer, nicht dawider sein durfte man ihm, Sünde wäre es! So mochte er fortbleiben — so mochte er! Was tat es, wenn sie Heimweh hatte, wenn der Bub lernte, wenn — wenn er ein Herr wurde da draußen, ein städtischer, wenn — am Ende gar — ein Doktor — aus ihm wurde!

Der Cille Gesicht zuckte, sie verbiß das aufquellende Flennen. Jaun! Jaun! — Langsam und mit schwimmenden Augen packte sie das Gewandzeug ganz hinweg. Dann richtete sie den hageren Rücken auf, schluckte noch einmal; nun waren ihr die Augen trocken. Dann stieg sie hinab.

In der Küche traf sie die Clari-Marie mit dem Kind noch. Sie gab ihr den Brief zurück und machte sich am Herd zu schaffen. Eine Weile schwieg sie; dann litt es sie nicht länger. „Es geht ihm gut, dem Jaun," sagte sie.

Die Clari-Marie stand über einen Waschkübel geneigt, heißer Dunst stieg daraus auf. Schweißperlen schimmerten ihr auf der Stirn, aus ihrem schlichten, dünnen Scheitel lösten sich einzelne Haare und standen wirr nach allen Seiten. Sie trug eine graue Flanelljacke, deren Ärmel bis zum Ellbogen aufgekrempelt waren, an den festen Armen haftete der Seifenschaum. „Es scheint, daß es ihm gut geht," sagte sie trocken.

Die Cille war scheu und gedrückt. „Lernen tut er einmal, der Bub", murmelte sie nach einer Weile, fast als spräche sie mit sich selber.

„Wird er ein Pfarrer, der Jaun?" fragte Severina, die an der Clari-Marie ihrem Kübel stand und mit der schmalen Hand im Seifenschaum rührte. „Die Mutter sagt, er ist einer wie ein Pfarrer", fügte sie bei.

Die Cille lachte ein wenig. „Ein Doktor wird er am Ende!" sagte sie. „Jesses, du, Clari-Marie", wandte sie sich an diese, „wenn er jetzt gar ein Doktor —"

Die Rede blieb ihr im Halse stecken. Die Clari-Marie sah auf. Sie nahm beide Hände aus dem Wasser und stemmte sie auf den Kübelrand. „Das wird nicht dein Ernst sein, du", sagte sie zur Schwester. Dabei wurde ihr Gesicht hart, der Kopf stand steif im Nacken, sie hatte etwas von dem Klotz, der in eine Straße rollt und sie sperrt: Geh einer vorbei, wenn er kann! „Ein Doktor, der Bub!" stieß sie kurz hervor, so als fehle ihr der Atem. „Was weiß so ein Doktor! Was ist so einer? Im Wald stehen die Kräuter und auf den Matten, da kann einer das ewige Leben auflesen, wenn es der Herrgott einen finden lassen will! Alles andre ist Lug und Trug! Und der Bub soll ein Doktor werden!"

„Du hast auch bei ihnen gelernt, bei den Ärzten", sagte die Cille still, störrisch.

„Gelernt?" sagte Clari-Marie. „In der Stadt bin ich gewesen und bei ihnen, den Doktoren, ja, weil die Regierung es so eingesetzt hat, daß aus jedem Dorf eine geht! Aber gesehen habe ich genug und mein Teil gedacht! Seit ich hier bin, ist kein Doktor mehr in den Isengrund gekommen!"

Die Cille schwieg, wahr war es, was sie sagte, die Clari-Marie, es kam kein Doktor nach dem Isengrund!

Da nahm jene ihre Arbeit wieder auf, langsam packte sie ein Wäschestück und schlug es aufs Brett. „Ein Doktor wird er nicht, der Jaun, oder — oder ins Haus kommt er mir nicht mehr!" sagte sie.

Es war halb in den heißen Dunst hinabgemurmelt, aus der Art, wie sie dastand, breit, wuchtig, störrisch, konnte die Cille lesen, was sie nicht verstand. Sie verschluckte einen Seufzer und ging; sie wich immer, wenn die Schwester zürnte; das mußte so sein, war immer so gewesen, das letzte Wort und das gültige lag bei der Clari-Marie.

*

Am Nachmittag liefen der Hansi und die Severina zur Schule, die sie am Morgen, ihres Umzugs halber, geschwänzt hatten. Der Hansi schritt voraus, stampfte mit schwerem Schuhwerk den Boden der Dorfgasse, der vom ersten Frost hart und spröde war, und hielt die Daumen in die Riemen seines Schultornisters gehängt. Der Nordwind kam hinter ihm her gefahren, faßte ihn ruckweise und stieß ihn vorwärts, dann machte der Bub den Nacken steif, stemmte sich und murrte zwischen verbissenen Zähnen hervor: „Jetzt stoß, wenn du kannst!" Der Nordwind pfiff an den Wänden des Rothorns, hoch am Himmel fegte er hin, und der Himmel wurde fahl, grau; der Wind zog die Schneetücher darüber. Die Tannen über dem Dorfe rauschten, ss-ss, es tönte wie fliegende Atemzüge eines Riesen. Der Wind wirbelte auch die kleine Severina durch die Dorfgasse einher wie ein Läublein; der braune ärmliche Rock flog um die Beine, deckte die dicken grauen Schafwollstrümpfe bis an die Knie auf und riß an der Schultasche, die dem Kinde am Arm hing. Das Haar flog ihm um die Wangen, wirr, lang, und das Tuch verschob sich, das ihm die Clari-Marie um den Kopf gebunden hatte.

„Jesses, was für ein Wind", jammerte die Severina weinerlich, und der Hansi, dem das Blut in den Wangen stand und dem die Augen blitzten, als stehe ihm ein sichtbarer Feind gegenüber, drehte sich, schritt, die Zähne noch immer fest zusammengesetzt, zurück zu der kleinen Schwester und sagte:

„Komm, ich halt dich, dem Kaib will ich schon zeigen." Das Kind an der Hand, ging er seines Weges fürbaß, bei jedem Windstoß schlossen sich seine Finger fest um die Hand der Severina und stemmte er sich zornig lachend gegen die schiebende Gewalt.

Das Schulhaus stand am Dorfende und war eigentlich nur eine Schulstube; denn oben wohnte der Pfarrherr mit seiner Magd, und nur unten in dem einen, den gemauerten Unterbau fast füllenden niederen Raum lehrte der Tresch, der Schulmeister, die Kinder vom Isengrund. Dem Pfarrherrn hatten sie den Wohnboden warm verschindelt, braune Laden hingen an den Fenstern, unten war alles kahl und grau, die Kinder hockten eng zusammengepfercht und froren nicht.

Als der Hansi und die Severina dem Schulhaus näher kamen, sah es davor aus, wie es zu Stadt und Land vor den Schulhäusern aussieht, kleines Volk stob durcheinander, stieß sich und schrie, lachte und flennte, nur daß der Wind jetzt unter sie fuhr, hier eine Kappe vom struppigen Kopfe riß und dort einen Fetzen aus einem Schulbuch stahl und sie fortwirbelte, dorfaus, den Fetzen hangan, die Kappe dem Bach zu. Ein kleiner dicker, rotwangiger Kerl ließ sich vom Winde stoßen und sang dazu, und die kleinen Augen lachten ihm, weil er selber wie ein Ball davonkugelte und der Wind, ihm noch vorausspringend, langgezogen — ah — ah — die Töne seiner Stimme trug. Die Mädchen waren die empfindlichen, drückten sich frierend an der Hausmauer hin oder stiegen über die zertretene Steintreppe nach der Schulstube.

Über die hinter den Dorfhütten ansteigende Lehne, geradeswegs über das weglose Mattenland, zwischen der alten Kapelle und den letzten Häusern herab kam der Kehle-Gisler, der Lätz, mit der Claudi, seinem buckligen Mädchen, gegangen. Er trug einen mächtigen Korb auf dem Rücken und hatte zerlumptes Gewand an, Hosen, von denen die Fetzen hingen, einen langen Rock voller Flicken und Risse, an den Ärmeln hing ihm das Futter über die dürren, steingrauen Hände, auf dem Kopf trug er einen formlosen Filz ohne Band und ohne Rand, dessen Farben alle Schattierungen zwischen Schwarz und Gelb zeigten. Nur die Schuhe waren fest und schwer beschlagen. Der Kehle-Gisler stieg in die Dorfgasse, hielt die bucklige Claudi an der Hand und sah, den Kopf seltsam, ruckweise drehend, mit kleinen, lustigen Augen in das und jenes Kindergesicht, zwinkerte und lachte und schnitt Grimassen. Die Claudi hatte ein leises Unbehagen im Blick, hielt an und versperrte dem Vater den Weg:

„So, geht jetzt", sagte sie und versuchte ihn nach der Richtung zu drängen, nach der die Straße dorfaus lief. Der Gisler aber hatte den Blick an den Gesichtern zweier Buben hängen, die ihn anlachten.

„Tag, du", rief der eine.

„Tag, Lätz", lachte der andre; und es war, als hätte der Wind das Wort gefaßt und wirbelte es herum.

„Der Lätz", schrie es von allen Seiten, und die Kinder umsprangen den Gisler. Der aber ließ plötzlich die Hand der Claudi fahren, stieß einen Jauchzer aus und hob in der Straße zu tanzen an. Den Korb am Rücken, sprang er herum, jauchzte und sang, schlenkerte mit Armen und Beinen, schoß jetzt auf eine Gruppe von Kindern zu, daß sie kreischend auseinanderstoben, und rannte gleich darauf ein Stück weit auf der Straße davon, daß die Buben mit Spotten und Schreien hinter ihm her jagten. Es war ein Lärm, daß die Fenster der Häuser auf und ein halbes Dutzend Köpfe herausfuhren, daß die Viktorine, die Pfarrmagd, herabkreischte:

„Lasset ihn gehen, Kinder!" und der Pfarrherr selber in die Tür trat und sagte:

„Gehet, Gisler, macht Euch nicht zum Gespött!"

Der Gisler, der just nahe war, mochte die Worte gehört haben, denn er hielt plötzlich inne, taumelte einmal hin und einmal her, weil ihn schwindeln mochte, und zog dann den Filz von dem wirren, langen, sonderbar weiß und schwarz gesträhnten Haar. „Tag, Pfarrherr", grüßte er. Der Mund stand ihm offen, denn sein Atem ging stoßweise. Der Mund war sonderbar spitz, wie ein Ziegenmaul, große Schneidezähne ragten daraus hervor, der lange Schnurrbart hing auf beiden Seiten herab und rann mit dem langen Bart zusammen, der von Wangen und Kinn auf die Brust fiel, und Schnurrbart und Bart waren just so weiß und schwarz gesträhnt wie das Kopfhaar. Der Gisler hatte ein Gesicht wie eine Ziege.

Die Dorfbuben hatten sich vor dem Pfarrherrn verzogen; der letzte verschwand in der Schulstubentür. Pfarrherr und Strahler glotzten einander sekundenlang an, dann trat jener kopfschüttelnd ins Haus zurück. Der Gisler lüftete noch einmal den Filz, strich mit der einen Hand über die feucht gewordenen Haare und sah sich nach der Claudi um. Das Kind kam von der Schultreppe, an deren Fuß es gezögert hatte, herüber, hatte in den übergroßen Augen ein nasses Glitzern und in den Wangen ein heißes Rot, streckte dem Vater die Hand hin und sagte:

„Ade! Geht jetzt!"

Der Gisler schnaufte noch einmal tief auf, dann schloß er den Mund, die Zähne glitten unter dem Schnurrbart zurück, die Lippen setzten sich zusammen, und das Gesicht des Strahlers war plötzlich in ein andres, männlich, von ebenmäßigen Zügen, fast ehrwürdig. Nur das lustige Funkeln war in seinen Augen geblieben. Er murmelte etwas in den Bart, das klang wie: „So geh, lern jetzt brav" und seine Hand wühlte derweilen in dem braunen Haarwust der Claudi. Die sah sich scheu um, blinzte nach den Fenstern, dahin, dorthin, in denen noch ein paar müßige Weiber lagen, und sagte dann hastig und leise:

„Ihr müsset nicht mehr so tanzen, Vater!"

„Warum nicht?" lachte der Gisler leise in sich hinein, „haben sie nicht Freude gehabt, die Kinder!" Und er nahm das bucklige Menschlein, die Claudi, schob sie zur Schultreppe hin, fuhr ihr noch einmal mit rauhem Griff über den Kopf halb wie zur Strafe, halb zur Liebkosung, dann drehte er sich ab und tappte auf seinen Klapperschuhen dorfaus.

Die Claudi trat still in die Schulstube. Gleich hinter ihr kam der Tresch, der Schulmeister, alt, weißhaarig, „von stämmiger Gestalt", gegangen.

Der Kehle-Gisler aber hatte bald das Dorf hinter sich, der Wind stieß ihn in den Rücken, die Haarsträhne flogen ihm im Luftzug, und der Filz wollte ihm vom Kopfe fahren. Da nahm er ihn herunter und warf ihn in den Tragkorb. Dann sang er eins, halblaut, und sah die grüne Welt an, und das Funkeln war noch in seinen Augen, lustig, frei, als wäre auf der grünen Welt keine Sorge für ihn, den Lätz! Und der Mensch, der, die Zufriedenheit im Gesicht, so dahin trottete, der Kehle-Gisler, den sie den Lätz schalten, war der beste und waghalsigste Strahler im ganzen Tellenland, kannte die Berge im Umkreis wie seinen Tragkorb, kletterte mit der Gewandtheit des Grattiers an Stellen, vor denen jeder andre sich bekreuzigte, hatte einen Blick scharf und rasch wie der Adler, war aber ein Armer unter den nicht Reichen und hatte kein Ansehen im Isengrund; denn er ging nicht zur Kirche, kümmerte sich wenig um Dorf und Bauern und machte sich zum Narren zuzeiten. Nur die Städter, die ins Tal kamen, um das wundervolle Rothorn und andere Stöcke zu zwingen, und deren einer den Kehle-Gisler in seiner Hütte gefunden hatte, hatten seit einiger Zeit den Narren an ihm gefressen, suchten ihn heim dann und wann und ließen sich von ihm Führerdienste leisten, obwohl er kein Patent besaß.

8.

Über die vom Isengrund ging die Zeit hin. Unsichtbar kam das zerollt wie ein mächtiges Rad, unsichtbar rollte es davon, und nur, was zurückblieb, war zu sehen: hochgeschoben einer dort, der sonst im Kot und in der Armut der Straße gesessen, gequetscht und verwundet ein anderer, den das Rad im Rollen gefaßt, tot der Dritte, still, voll ewiger Geduld, mochte nun nahen und gehen, was wollte.

Den Löwenwirt, den Dickwanst, der an sich selber schwerer trug als an seines Schicksals Tagen, hatte es emporgehoben und hatte ihn auf einen Sack voll Geld gesetzt. Sein Gasthaus war das einzige am Ort, und wer im Tal handelte und wandelte, stieg zur Rast oder doch zu einem Trunke bei ihm ab. Weil aber nicht nur sein Geldsack, sondern auch sein Leib zunahm, und eine angeborene

Bequemlichkeit in eine mächtige Faulheit ausartete, weil zudem seine beiden Buben nicht Lust zum Geschäfte hatten, sondern — eine Seltenheit an einem vom Isengrund — in die Welt hinausstrebten, so suchte der Löwenwirt seit einiger Zeit nach einem Liebhaber für sein Geschäft, suchte aber gemächlich und nur mit halbem Ernst, denn er war dabei wie die Schnecke, die die Fühlhörner ausstreckt. Stößt sie an, so zieht sie sie eilig zurück, und vor jedem ernsthaften Käufer verzog sich Jost Trachsel, der Wirt, in sein Schneckenhaus, eine hohe Kaufsummeforderung.

Außer dem Löwenwirt hatte das Glück im Isengrund keinen besonders angestrichen, auch den Nottalbauern nicht und sein Weib; die mühten sich und schacherten und heimsten langsam, langsam ein. Ein paar Tote hatte die Clari-Marie in ihre vier Bretter gebettet, sss, sss ging die Säge des Töni täglich in ihrer Werkstatt, sie hatte die Bretter geschnitten, die die Clari-Marie für das letzte Haus der Strahlegghüttlerin fügte, derselben, deren einziges, spätes Kind sie empfangen und nicht am Leben zu erhalten vermocht hatte. Das Weib hatte gekränkelt seither, dann war sie gestorben. Claudi, das Buckeli, hatte ihr abgewartet, niemand sonst, denn das Buckeli war dem Strahlerweibe die nächste Nachbarin oben am Berg, wo die Hütten verstreut und verloren stehen, und das Buckeli war eines von denen, die die rollende Zeit wachsen ließ, daß sie langsam an die Grenze kommen, wo das Kindsein aufhört.

(Fortsetzung folgt.)

Jeder sah ihr nach..

Humoreske von Dorothea Hauer.

„Ich bin todunglücklich!" sagte Lilo. „Es ist wahr, ich habe meine 45 Jahre auf dem Buckel, aber ist der etwa nicht rank und stark, schleppt sommers den Rucksack und winters den Rodelschlitten auf die höchsten Berge? Bitte, Gisela, sage es offen: findest du, daß ich alt geworden bin?"

Die Freundin mit den feinen, stillen Zügen unter ergrauendem Scheitel sah lächelnd auf. Ihr Blick streifte Lilos Blondhaar, das ihr, genau wie zur Kinderzeit, in tausend kurzen Löckchen gleich einer Sonne um die Stirn stand. „Du brauchst dich nicht zu grämen!" meinte sie. „Du bleibst immer die Gleiche."

„Und doch muß ich mich grämen!" klagte die andere. „Du weißt, wie sehr ich Alfred liebe, und er — er wird von Jahr zu Jahr gleichgültiger . Gestern fragte ich ihn gerade heraus: „Warum machst du dir gar nichts mehr aus deiner Kleinen?" „Ach —" murmelte er, „was heißt: Sich nichts machen . . . ich werde eben älter, werde bequem." Dann nahm er seine Hornbrille, vergrub sich in die Zeitung, und ich nahm meine Hornbrille, fing an zu stopfen. „Und, wenn du es durchaus wissen willst . . .", fuhr er nach einer Weile in seinem Gedankengang fort, „an dir ist die Zeit auch nicht spurlos vorübergegangen"!"

Die kleine Frau brach in Schluchzen aus.

„Du hast wohl recht", bemerkte Gisela traurig. „Ich fühle mit, wie Alfreds Einstellung dir gegenüber immer objektiver wird. Aber du trägst mit Schuld daran. Weniger durch dein Alter als durch deine Art."

„Ich kann mich nicht anders machen als die Natur!"

„Doch!" sagte die Freundin. „Doch . . ., denn gerade unsere Natur spielt uns tausend kleine Mittel in die Hand, den Herren der Schöpfung immer reizvoll zu scheinen."

„Ach, geh!" seufzte Lilo. „Du denkst an Gesichtsmassage, Schönheitssalben und -kompressen . . ., das habe ich alles längst versucht."

„Nein, das meine ich nicht. Aber wenn du es etwa mit der Eifersucht probiertest?!"

„Leicht gesagt. ., ich kann niemanden als Alfred lieben, und abgekartetes Spiel mit einem Dritten — das würde die Wirkung verfehlen."

Gisela erhob sich. „Einen besseren Rat hätte ich nicht", sagte sie, der Freundin die Hand drückend. „Für wahrhaften Beistand in Liebessachen ist nur einer zuständig: das eigene Herz."

Lilo sann und sann . . .

Nach ein paar Tagen sagte sie zu ihrem Manne: „Nur du hast kein Auge dafür, wie jung, schön und begehrenswert ich bin. Dir ist nicht einmal klar, wie sehr ich jedem, aber auch jedem Manne gefalle. Ich möchte, daß du dich mit eigenen Augen davon überzeugtest. Laß mich zur Probe aufs Exempel ein einziges Mal statt an deiner Seite vor dir her über die Straße gehen! Beobachte dann als Unbeteiligter, was für großen Eindruck ich auf die gesamte Männerwelt mache!"

Alfred, der den Vorschlag zuerst als lächerlich verwarf, wurde bald genug durch das Neue der Idee genommen, mit seiner eigenen Frau auf Abenteuer auszugehen. Gehorsam folgte er ihr in einem Abstand von fünf Schritten, als sie am nächsten Vormittag, angetan mit ihrem schlichten neuen Frühjahrsmantel, der Hauptpromenade zustrebte.

„Schade — ihre Waden sind zu rundlich geworden", mußte er währenddessen denken. Plötzlich aber zwang es ihn, den Blick höher zu richten. Himmel — was hatte jener grüne Bengel seiner Frau wie gebannt ins Gesicht zu starren?! Und jetzt der alberne Geck — er blieb sogar stehen, um sie ganz genau zu fixieren! Gleich hinter ihm, der ältere, wohlkonservierte Herr schien die Augen überhaupt nicht wieder losreißen zu können, der Postbote war wie behext, halbwüchsige Botenjungen glotzten . . . Ein eiliger Passant stutzte, machte kurz kehrt, folgte der Enteilenden, andere schlossen sich an, suchten immer wieder, einen ihrer aufdringlichen Blicke unter Lilos Hutkrempe zu werfen. Das allgemeine Interesse, man kann wohl sagen Aufsehen, wurde immer toller, ja, es gab schließlich in der weiten Straße kein einziges männliches Wesen mehr, das nicht rettungslos in den magischen Kreis des schnell und unbeirrt vorwärtsstrebenden Frühjahrsmantels mit hineinbezogen war.

Alfred litt unsagbar. Jedem einzelnen hätte er zuschreien mögen, daß jene Vielbewunderte seine, seine Frau sei und daß kein anderer auf der Welt das geringste Anrecht auf sie habe. Er verwünschte die eigene leichtfertige Nachgiebigkeit, mit der er seine süße, seine bezaubernde Lilo der Frechheit und Schamlosigkeit von Krethi und Plethi ausgeliefert hatte.

„Wo habe ich selber bisher meine Augen gehabt!" rief er in höchster Erregung, als er mit der Umschwärmten endlich daheim angelangt war. „Du Einzige, du Schönste und Beste, es ist tausendfach wahr: Ich habe eine Frau, um die mich jeder, auch der Jüngste, beneiden muß. Wie konnte ich nur so stumpf, so eingerostet dahinleben an der Seite meines strahlenden Glücks!" Begeistert schloß er seine blonde Kleine in die Arme.

„Ich bin überglücklich", begrüßte Lilo das nächstemal im Jubelton ihre Freundin. „Alfred liebt mich wieder wie in den ersten Jahren unserer Ehe, und das danke ich dir!" Umständlich erzählte sie ihr von ihrem eigenartigen Ausgang mit dem Gatten, ihrem fabelhaften Eindruck, den sie ausnahmslos auf alle Männer gemacht, von Alfreds aufflammender Eifersucht und neuentfachter Leidenschaft.

„Ja aber . . .", meinte Gisela schließlich. „Irgend etwas stimmt doch nicht so ganz bei deiner Erzählung. Du weißt, ich wäre die Letzte, die dir ein hübsches, nettes Aussehen absprechen würde. Aber daß nun jeder deinethalben stehen bleiben muß, sich den Hals nach dir ausrecken und auf der Stelle in Liebesraserei verfallen . . ."

Lilo lachte. „Nun ja, Gisa", meinte sie zögernd, „du bist eben nicht arglos wie ein Mann. Zu dir muß ich ehrlich sein: ich wandte natürlich Weibeslist an!"

„Wie machtest du das? Ich muß bekennen, mich läßt da meine Phantasie gänzlich im Stich."

„Oh — es war furchtbar einfach", gestand Lilo, während ihr tausend kleine Teufel spitzbübischer Schelmerei übers Gesicht tanzten. „Dein Ehrenwort, daß du schweigst?"

Die Freundin gab ihr feierlich die Hand.

„Ich habe nichts weiter getan, als daß ich allem, was männlich war, die Zunge herausstreckte."

Wie schnell fliegen die Vögel?

Interessantes über den bevorstehenden Vogelflug.

Von Wilhelm Hochgreve.

Dem Fluge der Vögel ergeht es in der Einschätzung seiner Schnelligkeit von seiten der meisten Menschen ähnlich wie den Wellen eines reißenden Bergbaches, er wird ganz erheblich überschätzt und wurde bis vor wenigen Jahren noch sogar von der ornithologischen Fachwissenschaft bei einigen Vogelarten, die nach heute vorliegenden Forschungsergebnissen nicht einmal die schnellsten sind, doppelt und dreifach übertrieben.

So behauptet der im übrigen recht verdienstvolle Forscher Dr. Staby in seinem 1921 erschienenen Werke „Von Wild und Weidwerk", daß die Schwalbe in der Stunde 200 bis 250 Kilometer zurückzulegen vermag und der Mauersegler gar eine Stundengeschwindigkeit von 300 Kilometern erreichen kann. Wildenten sollen es bis zu 150 Kilometern gebracht haben. Das sind alles Überschätzungen, die erst in den letzten Jahren berichtigt worden sind. Auseinanderhalten müssen wir bei der Betrachtung und Beurteilung des Vogelfluges die Geschwindigkeit, die ein Vogel zeitweise erreichen kann, und diejenige, welche er beim Durchfliegen längerer Strecken innezuhalten vermag. Der Sturz des Wanderfalken aus der Luft auf die von ihm überflogene Taube, der tatsächlich etwas blitzhaft Schnelles hat, kann uns ebensowenig als Gradmesser für seine Fluggeschwindigkeit dienen wie das jähe Auffahren und Davonstieben aufgeschreckter Vögel. Hier handelt es sich ja immer nur um einen für einen besonderen Zweck bewirkten Kräfteaufwand, der nie von Dauer ist. Professor Thienemann, der bekannte Vogelwartenleiter und Falkner, schildert in seinem fesselnden Werke „Rossitten", wie der stoßende Raubvogel auf der Beizjagd nach dem Stoß durch starkes Keuchen und eine gewisse Ermattung den geleisteten Kräfteaufwand verrät. Wenn Raubvögel nach einem Fehlstoße nicht gleich wieder auf dasselbe Stück stoßen, so liegt das nach Thienemanns wohl nicht unbegründeter Ansicht daran, daß sie zu einem rasch folgenden zweiten Stoße nicht fähig sind. Die Forschungen, die in den letzten Jahren auf Grund besonderer Fluggeschwindigkeitsmeßmethoden, mit Hilfe der Beringung und durch die Beobachtung von Flugzeugen unternommen wurden, haben ergeben, daß der schnellste Vogel nicht viel über Schnellzugsgeschwindigkeit hinauskommt. Das Jagen auf Beute und das jähe Flüchten, wobei eine größere Schnelligkeit zeitweilig erreicht werden kann, müssen bei der Feststellung des Durchschnitts ausscheiden.

Auch der Wind als Triebkraft ist hier außer acht zu lassen. Im allgemeinen lieben übrigens die Vögel stärkeren Wind oder gar Sturm bei längeren Flügen nicht.

Wir halten uns also bei der Wertung der Schnelligkeit an den durch Stetigkeit ausgezeichneten Zug, den das Streben nach dem Erreichen eines meist sehr weiten Zieles beherrscht. Thienemanns Messungen haben ergeben, daß der Sperber eine Eigengeschwindigkeit von 11,5 Sekundenmetern (Stunde = 41,4 Kilometer) hat, die Heringsmöwe 13,8 Meter (Stunde = 49,6 Kilometer), die Nebelkrähe 13,9 (Stunde = 50 Kilometer), ebenso die Mantelmöwe, also beide etwa Personenzugsgeschwindigkeit, die Saatkrähe 14,5 (Stunde = 52,2 Kilometer), Finken ungefähr die gleiche, Wanderfalke 16,4 (Stunde = 59,2 Kilometer). Wir sehen, wie das Tempo des weite Strecken überfliegenden Falken stark abweicht von der Schnelligkeit, die er beim Jagen und zumal beim Stoßen beweist. Stößt der Wanderfalke während des Zuges nach einer Beute, dann bleibt es nicht bei den 16 oder 17 Metern in der Sekunde.

Was Thienemann in bezug auf Fluggeschwindigkeit beim Staren festgestellt hat, muß zunächst überraschen. Der Star legt über 74 Kilometer in der Stunde auf dem Zuge zurück eine der schnellsten Leistungen unter den Vögeln. Allerdings rasten die Stare auf dem Zuge häufiger als die Falken. Durch die Beringung ist festgestellt worden, daß Stare zur Bewältigung einer Strecke von 680 Kilometern 20 Tage, also am Tage 34 Kilometer, gebraucht haben.

Einer der ausdauerndsten Vögel ist der Albatros, ein Sturmvogel, dem man Rekordleistungen im ununterbrochenen Fliegen nachjagt. Da er beim Fliegen seine Nahrung aus dem Meere auffischt, kann er sehr lange in Bewegung bleiben. Der schnellste Flieger soll der Fregattvogel sein, dessen Reich ebenfalls der Ozean ist.

Im ganzen dürfen wir heute sagen, daß Geschwindigkeiten von 100 Kilometern in der Stunde und darüber bei weiteren Flügen unmöglich sind. Auch für die Brieftauben hat sich durch ziemlich sichere Experimente nur eine Stundengeschwindigkeit bis 70 Kilometer berechnen lassen. Zugleich wissen wir heute, daß unsere Zugvögel, deren Winterherberge im südlichen Afrika liegt, sich für diese etwa 10 000 Kilometer lange Strecke gewissermaßen Zeit nehmen, so beispielsweise die Störche annähernd drei Monate.

Wie aber die Schnelligkeit der Vögel auf ihren Zügen, so herrschten bisher auch über deren Höhe stark übertriebene Anschauungen. Durch die Luftfahrzeuge sind wir auch hierüber aufgeklärt. Danach wurden Vögel in einer Höhe von über 400 Metern nur ganz selten beobachtet. So kommt es auch nur ganz vereinzelt vor, daß Vögel über den Wolken gesehen werden. Wenn Adler, Geier und Kondore in einer Höhe von drei- bis viertausend Metern gesichtet worden sind, so müssen wir berücksichtigen, daß diese Vögel einen bereits sehr hohen Standort haben, von dem aus sie sich erheben.



Bunte Chronik



* **Der Luftfahrer wider Willen.** Der Grundstücksmakler William Combe in Camden (New Jersey) hatte ein großes Interesse an der Luftfahrt, aber eine nicht minder große Angst, sich selbst einmal einem Flugzeug anzuvertrauen. Die Luft besaß nach seiner Ansicht noch weniger Balken als das Wasser, und er zog es vor, auf der sicheren Mutter Erde zu bleiben. Kürzlich — er war wieder einmal auf dem Flugplatz seiner Vaterstadt, als gerade ein Flugzeug starten wollte — fehlte ein Mann, um das Schwanzende des Apparats vor dem Abflug festzuhalten. „Das kann ja nicht weiter gefährlich sein", dachte Combe und erbot sich freiwillig zur Hilfeleistung. Bald darauf ertönte das Signal zum Loslassen. Aber unglücklicherweise überhörte es der Makler, und als das Flugzeug sich nun in Bewegung setzte, war er so erschrocken, daß er gar nicht daran dachte, seinen Halt fahren zu lassen, sondern sich in seiner Bestürzung krampfhaft festhielt. Mit dem Erfolge, daß er sich nach wenigen Augenblicken am Schwanzende des Apparats hängend in die Luft entführt sah. Von unten gab man dem Führer verzweifelt Zeichen, aber erst nach einigen Minuten merkte dieser, daß etwas nicht in Ordnung sein müßte, und schritt zur Landung. Gerade rechtzeitig, denn als der Apparat noch wenige Meter über der Erde war, verließen den unfreiwilligen Luftfahrer die Kräfte, und er stürzte ab. Glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, doch seit diesem Erlebnis geht Combe jedem Flugplatz weit aus dem Wege, und Kreide sehen in Ungarn also ruhigen Zeiten entgegen.

* **Was dem Kleide recht, ist der Hose billig.** Lady Astor, die vor einigen Jahren als erstes weibliches Parlamentsmitglied ins Unterhaus einzog, scheint nicht wenig von der Wichtigkeit ihrer Person überzeugt zu sein. Die Dame hat kürzlich dem Stadtrat ihrer Heimatstadt Plymouth das Angebot gemacht, dem dortigen Museum das Kleid zu schenken, das sie seinerzeit in der ersten Sitzung als neugebackene Abgeordnete trug. Der Stadtrat schätzte die historische Bedeutung dieses Gewandes keineswegs so hoch ein, hielt sich aber angesichts der hervorragenden Stellung der Spenderin für verpflichtet, das „großherzige" Geschenk mit Dank anzunehmen. Allerdings kam dieser Beschluß nicht ohne Widerspruch zustande: Ein sozialistisches Stadtratsmitglied stellte nämlich den Antrag, die — Hose des Abgeordneten Moses, des ersten Arbeitervertreters im Plymouther Stadtrat, gleichfalls dem Museum einzuverleiben. Was dem Kleid der Lady Astor recht, sei der Hose des Herrn Moses billig. — Unverständlicherweise wurde indessen dieser vernünftige Antrag abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Marjan Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.